

# Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15

Nr. 187.

Pränumerationspreis:  
Für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;  
Zustellung ins Haus wöchl. 25 kr.  
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Samstag, 16. August 1879.

Morgen: Bertram.  
Montag: Helene.

Insertionspreis: Ein-  
haltige Zeitzeile 4 kr., bei  
Wiederholungen 3 kr. An-  
zeigen die 6 Zeilen 20 kr.

12. Jahrg.

## „Gott erlöse uns vom Minister Stremayr!“

Mit diesen Worten hat der „Slovenski Nar.“ seinen Artikel in der Donnerstagsnummer geschlossen, um dieselben sodann zur Ueberschrift seines gestrigen Leaders zu machen. Als dieser Wunsch zum ersten male ausgesprochen wurde, mochte man sich im nationalen Lager noch der Erwartung hingeben, daß ein neues Ministerium ein Firecek oder sonst eine andere Größe der Nationalen mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut werden dürfte. Das ist nun nicht geschehen. Stremayr wurde neuerdings mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut, und da es doch nicht gut angeht, gegen das Mitglied einer Regierung prinzipielle Opposition zu machen, in welcher ein Prajak und Falkenhayn als Vertreter der nationalen und klerikalen Richtung Eintritt gefunden habe, bläst der „Slovenski Narod“ in seinem Artikel vom gestrigen Tage leise zum Rückzug. Er erklärt nämlich, daß er gegen die Amtsführung Stremayrs eigentlich nichts einzuwenden habe und daß sich seine Opposition gegen den Leiter unseres Unterrichtswesens nur gegen dessen Behandlung der Personalfragen lehre. Nach der bekannten Devise der Nationalen: „Slovenien für die Slovenen“ sollen nämlich an den Gymnasien, Realschulen und Lehrerbildungsanstalten der imaginären Zukunftsprovinz Slovenien nur nationale Lehrer angestellt werden. Wer diese Vorbedingung nicht erfüllt oder sich das Slovensche nicht binnen einer bestimmten Frist so zu eigen macht, daß er sich desselben als Unterrichtssprache bedienen kann, soll vom Lehramte entfernt werden.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Brutalität einer Forderung zu beleuchten, welche ganz an das Vorgehen der Ungarn, den deutschen Beamten gegenüber erinnernd, auf die zwangsweise Unterdrückung des nationalen Elements im Lande hinauslaufen würde. Wir wissen ja zur Genüge, wie traurig es mit Recht und Billigkeit

bestellt ist, sobald unsere nationalen Organe das politische Stedckenpferd besteigen, um gegen die verhassten „Remstutariji“ zu Felde zu ziehen. Aber dazu gehört denn doch ein hoher Grad von Unverfrorenheit, behaupten zu wollen, daß slovenische Lehrer bloß wegen ihrer nationalen Gesinnung vom Lehramte entfernt oder doch in deutsche Provinzen versetzt wurden. So viel wir wissen, sind jene Herren, welche infolge von Disciplinaruntersuchungen von den krainischen Lehranstalten entfernt wurden, bloß deshalb gemahregelt worden, weil sie die Schule, die geweihte Stätte des Unterrichts, zum Schauplatz der nationalen Hege herabzuwürdigen den traurigen Muth hatten. Was würden wol die Herren vom „Slovenski Narod“ dazu sagen, wenn es einem deutschen Lehrer einfallen würde, die deutsche Nation als die zur ausschließlichen Herrschaft prädestinierte zu feiern? Welch' Gejohle würde nicht laut werden, wenn es den Deutschen in Böhmen, Oesterreich, Steiermark u. s. w. einfiele, zu verlangen, daß jeder Lehrer an ihren Anstalten neben seinem Lehrbefähigungszeugnisse auch einen Nachweis seiner deutschen Nationalität beibringe? Seit wann ist denn ferner Krain, in welchem die Mehrzahl der Intelligenz deutsch denkt und deutsch spricht und in welchem sich selbst unter den Slovenen die Gebildeteren der Nation mit Abscheu von der Verhezkungspolitik des „Slovenski Narod“ und seiner Gönner abwenden, eine slovenische Provinz? Wir brauchen diese Fragen nicht zu beantworten. Wenn wir aber etwas bedauern, so ist es der Umstand, daß vonseite des Unterrichtsministeriums dem Treiben der Pan Slavisten nicht mehr auf die Finger gesehen werde. Wäre das der Fall, so wäre es unmöglich, daß solche Blüten der „nationalen Erziehung“ jutage gefördert werden, wie wir sie in den Dubensstreichen gegen Mitglieder der Verfassungspartei wiederholt zu verzeichnen die traurige Veranlassung hatten.

## Die Aera der Verlegenheiten.

Wenn Graf Taaffe dazu ausersehen war, durch die Bildung einer neuen Regierungsmajorität die Gegner der Occupation und Freunde der Heeresreduction mundtot zu machen, so hat er nach seinen bisherigen Leistungen diese Aufgabe nur dadurch zu lösen verstanden, daß er der ganzen durch ihn geschaffenen Situation das charakteristische Merkmal von Verlegenheiten aufprägte. Gleich dem Grafen Potocky, welcher der Aera Hohenwarts die Wege ebnete, mag auch Taaffe vom besten Willen besetzt gewesen sein, die Staatsmaschine in einen ruhigen Gang zu bringen. Gleich dem Grafen Potocky fehlte aber seinem ehrlichen Willen die Klarheit in Bezug auf Endziel und Mittel. Ersteres schwebt ihm nur in unbestimmten Umrissen vor, ohne daß er sich selbst Rechenschaft darüber geben könnte, wie die innere Gestaltung jenes alle Parteien zur friedlichen und gebehlichen Mitarbeit an der wirtschaftlichen und politischen Hebung des Vaterlandes vereinigenden Oesterreich beschaffen sein könnte, welches sich Graf Taaffe nach officiösen Versicherungen als Ideal seines Wirkens setzte. Was aber die Wahl der Mittel anbelangt, so zeigte sich erst recht, daß dem neuen Leiter der Geschichte Oesterreichs jenes sichere Urtheil in Bezug auf Personen und Verhältnisse fehlte, ohne welches jede Staatsreform nur zu einem bloßen Experimente werden muß. Wir sind daher auch der vollen Ueberzeugung, daß mit der Bildung des neuen Kabinetts die innere Krise noch keineswegs abgeschlossen, sondern vielmehr erst recht in Fluß gebracht wurde. Trägt ja doch das Kabinet schon an und für sich ein solches Gepräge, daß man nicht umhin kann, dasselbe als eine Frucht der durch Taaffe's Vermittelungspolitik geschaffenen Verlegenheiten zu erkennen.

Um nur auf einen Fall zu verweisen, ersuchen

## Feuilleton.

### Die Geheimnisse der Residenz.

Nachstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

„Handle ganz, wie du willst und es für gut findest, Ferdinand, ich lege die ganze Angelegenheit getrost in deine Hände. Soll Marie es nie erfahren, daß ich ihre Mutter bin, so ist es gut, obgleich ich sie gerne einmal in meine Arme geschlossen hätte — ich entlage gern jedem Antheil an Glück, wenn das ihre es erfordert. Nur möchte ich dich bitten, mir Nachricht zu geben, wie es geworden ist. Aber du selber darfst nicht wieder kommen, Ferdinand, ich fühle, daß ein öfteres Zusammentreffen meine Kräfte übersteigen und mich noch elender zurücklassen würde, als ich es schon bin. Wenn du heute von mir gehst, so muß es für immer sein.“

„Für immer,“ wiederholte Ferdinand. „Ja, ich fühle, daß du recht hast, Mathilde, wir müssen

uns trennen, denn solche Zusammenkünfte würden uns stets aufs neue ins Gedächtnis zurückrufen, was wir verloren haben und was wir einander hätten sein können. Ich werde nie den Tag vergessen, wo ich dich zum letzten male sah, aber wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen. Von deinem Kinde sollst du so oft und so viel Nachricht haben, wie du willst, es soll nichts, was mit seinem Wohl und Weh in Verbindung stehen kann, ohne deine Zustimmung geschehen. Bist du damit zufrieden?“

„Ich vertraue dir Marie ganz an, wenn es mich auch freuen würde, dann und wann etwas über sie zu erfahren. Und jetzt, die Stunde geht zu Ende, jetzt müssen wir scheiden. Ich danke dir, daß du gekommen bist, mich zu trösten, ich danke dir für alles Gute, was du mir in dieser Stunde gespendet und womit du mich für das einsame Leben befähigst. Du hast mir Frieden gegeben und mit diesem will ich mich gedulden, bis der Tod mich abbrust und wir uns droben wiedersehen werden, um uns nie mehr zu trennen. Lebe wohl, Ferdinand, habe Dank für alles, was du an mir gethan, habe Dank für die Liebe, die mich wieder

an mich selbst glauben läßt. Grüße mein Kind, küsse es in meinem Namen und bitte es, daß es mir nicht flucht.“

Die Nonne bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte heftig. Auch Herr von Lichtenfels konnte nur mit Mühe seine Fassung behaupten.

„Leb' wohl, Mathilde, ich sage voll Vertrauen auf das Jenseits: auf Wiedersehen! Dort, wo alles Leid und Weh ein Ende hat, dort werden auch wir versöhnt sein und unserem Gott danken, daß er uns durch Trübsal und Leiden so herrlich ans Ziel geführt.“

Die Oberin trat ein.

„Die Stunde ist vorbei, ich muß zum Aufbruch mahnen“, sagte sie.

„Wir sind fertig, ehrwürdige Frau“, sagte Herr von Lichtenfels mit großer Ruhe. Dann machte er ihr eine tiefe Verbeugung und auch der Schwester Martha, die den Blick nicht mehr erhob, sondern sich zum Gehen wandte.

Als Herr von Lichtenfels die schwere Thür hinter sich zuschlagen hörte, da preßte ein unnennbares Weh sein Herz zusammen, er hätte

wir unsere Leser, sich gegenwärtig zu halten, wie sich wol Stremaier einem Grafen Falkenhayn gegenüber verhalten wird. Daß Stremaier keinen Anspruch mehr hat, als Vertrauensmann der Liberalen zu gelten, haben wir schon wiederholt betont; aber dennoch ist sein Name mit der Durchführung der neuen Schulgesetze so enge verknüpft, daß der klerikale Graf Falkenhayn gewiß nur mit heimlichem Schauder auf seinen Kollegen blicken muß, welcher in seiner schöneren Zeit der liberalen Schulgesetzgebung wenigstens zum Theile Geltung zu verschaffen wußte. Nicht minder groß wird die Verlegenheit sein, wenn der feudal-klerikale Graf seinem Amtsgenossen Prajak begegnet. Denn ist auch Prajak als strammer Föderalist ein Bundesgenosse der Ultramontanen im Kampfe gegen die Verfassung gewesen, so ist es doch zunächst seinem Einflusse zu danken gewesen, daß die Tschechen während den Hegemoniegezeiten der Feudalen und des Grafen Egbert Belcredi energischen Widerstand leisteten. Am größten wird aber die Verlegenheit sein, wenn Graf Falkenhayn und sein Colleague Baron Korb von Waidenheim an die Arbeiten der ihnen anvertrauten Ressorts gehen werden. Als Politiker ohne alle Bedeutung fehlt diesen beiden Räten der Krone auch jene Eigenschaft, welche man trotz aller sonstigen Bedenken den Mitgliedern des Kabinetts Passer, genannt Auersperg, unweigerlich zugestehen mußte. Diese waren mindestens gute Beamte, tüchtige Verwaltungschefs. Von Falkenhayn wissen wir aber nur, daß er dem Föderalismus zu Liebe im Jahre 1874 eine Broschüre über die wirtschaftliche Regeneration Oesterreichs veröffentlichte, welche sich durch nichts anderes, als durch die große Zahl ihrer Rechnungschnitzer auszeichnete. Was aber Baron von Waidenheim anbelangt, so wird dieser, wenn er aufrichtig sein will, wol selbst zugestehen müssen, daß der Besitz mehrerer Güter, Brauereien und sonstiger mit der Landwirtschaft zusammenhängender industrieller Unternehmungen noch lange nicht hinreicht, um ein tüchtiger Handelsminister zu sein. Die Aufgaben aber, deren Lösung wir gerade vom Grafen Falkenhayn und vom Baron Korb mit Fug und Recht verlangen können, sind um so größer, als ja die Officiösen gar nicht müde wurden, zu versichern, daß sich das Hauptaugenmerk des Coalitionsministeriums mit der wirtschaftlichen Reorganisation des Staates, mit der Hebung des Nationalwohlstandes befassen müsse. Glaubt man nun in der That in den beiden Genannten die rechten Männer gefunden zu haben, um eine so riesenaufgabe würdig zu lösen, oder war deren Wahl für die wichtigsten Ressorts bloß deshalb erfolgt, weil man um andere zum Eintritt in das Coalitionsministerium bereite Ca-

pacitäten auf landwirtschaftlichem und kommerziellen Gebiete verlegen war?

Wir möchten das letztere als wahrscheinlicher bezeichnen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß in ein Fusionierungsministerium, welches verschiedene in ihren politischen Grundsätzen von einander abweichende Parteien unter einen Hut bringen soll, nur solche Männer Ausnahme finden sollen, welche durch das Gewicht ihrer persönlichen Autorität die Parteien, welchen sie angehören, vollständig beherrschen. Das ist wol bei Dr. Prajak, dem Führer der mährischen Tschechen, aber weder bei Baron Korb noch bei dem Grafen Falkenhayn der Fall. Beide haben im parlamentarischen Parteilieben gar keine Rolle gespielt und haben keine Partei hinter sich, auf deren unbedingte Heeresfolge sie sich verlassen können. Um die Verlegenheiten zu kennzeichnen, mit welchen Graf Taaffe bei der Neubildung des Kabinetts zu kämpfen hatte, ist aber neben dem soeben erwähnten Umstande auch das Factum charakteristisch, daß man für die Ressorts des Cultus und Unterrichts, des Innern und der Finanzen sich einstweilen bloß mit „Leitern“ behelfen mußte; es ist zwar immerhin möglich, daß Graf Taaffe das Innere nicht in die Hände eines Zweiten legen wollte. Aber trotz der anerkannten Leistungsfähigkeit Stremaiers ist doch nicht anzunehmen, daß derselbe die Arbeitslasten dreier Ministerien für die Dauer auf sich nehmen und daß dem Finanzressort kein verantwortlicher Minister an die Spitze gestellt werden soll. Man hat eben diese Stellen unbefüllt gelassen, weil man keine geeigneten Kandidaten dafür aufzutreiben im Stande war, und weil man bei der Wahl der Vertrauensmänner für Cultus und Unterricht und für Finanzen denn doch etwas behutsamer zu Werke zu gehen für gut finden mochte, als bei der Vergebung der Portefeuilles für Ackerbau und Handel.

Doch ist mit den bisherigen Ausführungen die Serie der Verlegenheiten noch lange nicht erschöpft, welche die derzeitige Situation charakterisieren; denn wir haben bisher bloß von den Schwierigkeiten gesprochen, welchen man allem Anscheine nach bei Bildung des neuen Kabinetts begegnete, und welche sich auch im Schoße des Ministeriums sowol in Bezug auf die gedeihliche Verwaltung einzelner Ressorts als auch betreffs der Stellung der Kabinettsmitglieder zu einander ergeben werden. Die Hauptschwierigkeiten werden sich erst dann herausstellen, wenn das Coalitionsministerium allen Wünschen der Parteien gerecht werden soll, welche zu seiner Bildung die Hand geboten haben.

Vorläufig herrscht allerdings im tschechischen Lager eitel Jubel und Freude. Wie lange wird es aber dauern, bis die Klerikalen und Nationalen

in Meinungs widerspruch gerathen? Fractionen, die nur durch ihre Gegnerschaft zu einem bestimmten System zusammengehalten werden, können im Nothfall eine oppositionelle Allianz bilden. Diese muß aber in Trümmer gehen, sobald es sich nicht mehr um die bloße Negation, sondern um die Verfolgung positiver politischer Ziele handelt. Das wird auch unser neues Cabinet sehr bald erfahren, und sobald das geschieht, wird auch das Ende gekommen sein vom „Ministerium der Verlegenheiten“.

\* \* \*

Die „Presse“ führt aus, daß das Bedürfnis nach Ruhe die einzige Ursache des Rücktrittes des Grafen Andrassy sei, nachdem der Berliner Vertrag in seinen Hauptpartien vollzogen worden. Weder die Nobilbarat-Frage noch die Entwicklung der Dinge in Eisleithanien bewogen Andrassy zum Rücktritt. Derselbe befand sich auch in voller Kenntnis der Schritte und Pläne des Grafen Taaffe bezüglich der Neubildung des Kabinetts, und äußerte sich zustimmend bezüglich dessen Programms sowol als der zur Ausführung zu berufenden Persönlichkeiten.

\* \* \*

Am 31. d. findet zu Linz eine Versammlung verfassungstreuer Abgeordneter statt, zu welcher folgendes von Beer, Czedit, Groß, Matscheko, Ritter, Ruß, Streeruwitz, Teusche und Wolfrum unterzeichnetes Einladungsschreiben bewogen Andrassy zum Rücktritt. Derselbe befand sich auch in voller Kenntnis der Schritte und Pläne des Grafen Taaffe bezüglich der Neubildung des Kabinetts, und äußerte sich zustimmend bezüglich dessen Programms sowol als der zur Ausführung zu berufenden Persönlichkeiten.

Am 31. d. findet zu Linz eine Versammlung verfassungstreuer Abgeordneter statt, zu welcher folgendes von Beer, Czedit, Groß, Matscheko, Ritter, Ruß, Streeruwitz, Teusche und Wolfrum unterzeichnetes Einladungsschreiben erging: „Die Neuwahlen haben das Verhältnis der Parteien im Abgeordnetenhaus wesentlich geändert, und die seitherige Action der Regierung mahnt zur Vorsicht. Die hiedurch geschaffene Unklarheit der politischen Lage macht ein geeinigtes Vorgehen der liberalen Partei zur gebieterischen Pflicht. Auch wären die bei den Wahlbesprechungen zutage getretenen Volkswünsche sofort gewissenhaft zu berathen und erforderliche Beschlüsse zu fassen. Von dieser Erwägung geleitet, glauben die Unterzeichneten, daß eine Zusammenkunft liberaler Parteigenossen wesentlich zur Klärung beitragen würde, und erlauben sich daher, Euer Hochwohlgeboren höflichst einzuladen, sich am Sonntag den 31. August d. J., um 10 Uhr vormittags, im „Hotel Krebs“ in Linz zuversichtlich einzufinden zu wollen. Die höflichst erbetene Antwort wolle an Herrn Dr. Groß (Wels) gerichtet werden.“

Wäre obiges Schreiben von Abgeordneten wie Dr. Herbst, Dr. Kopp, Graf Wartenkirchen unterzeichnet, so könnten die Officiösen behaupten, daß nur die Oppositionellen aus gekränktem Ehrgeiz oder aus Prinzip die durch das Ministerium Taaffe geschaffene Situation bedenklich finden. Einen Streeruwitz aber und einen Wolfrum wird man gewiß nicht einer besonderen Oppositionslust be-

Fortsetzung in der Beilage.

laut ausschreien mögen, um sich Luft zu schaffen, und es dauerte lange, ehe er sagen konnte: Es ist besser so. Hätte er die stolze Mathilde wiedergefunden, dann wäre alles leicht vorübergegangen — das Bild dieser gebeugten, abgehärteten Nonne verließ ihn selbst im Traume nicht.

Marie, die nach ihrem Pflegevater den Namen Gehrike führe, war seit ihrem sechsten Jahre nicht mehr bei der Dame, wohin sie gebracht worden, sondern bei einer angesehenen Beamtenfamilie, wo sie treu gehegt und gepflegt und vor schädlichen Einflüssen bewahrt wurde. Es war ein sorgloses, wildes Ding geworden, keine Spur mehr jener ätherischen Schönheit, die sie als kleines Kind einer Lichtgestalt ähnlich machte, sondern derbe rothe Backen, lebendige muntere Augen, ein paar prächtige Böpfe, die sich schwer ordnen ließen, war alles, was von der kleinen Marie, die ihrer Zartheit wegen einst der Elise Gehrike so viel Sorge machte, übrig geblieben.

Marie, obgleich Julie Streitmans Busenfreundin von der Schule her, war dennoch ganz das Gegenteil von dieser. Schon als kleines Kind erfuhr sie das Räthsel ihrer hohen Abkunft, und

das mochte ein bedeutendes Glück für sie gewesen sein. Damals verstand sie die Neckereien einer Bekannten, die wegen ihres unfreundlichen Charakters stets gemieden wurde, nicht, und als endlich eine Ahnung in ihr aufdämmerte, was dies heißen sollte, da war sie schon daran gewöhnt, ohne das Gefährliche ihrer Stellung, die sie dadurch einnahm, zu begreifen.

So war es gekommen, daß ihre Jugend nicht durch das Geheimnis ihrer Geburt getrübt wurde, und da sie in den Beamtentöchtern zwei anmuthige Hausgenossinnen ihres Alters fand, die ihr nie das Geringste merken ließen, als ob sie von oben auf das arme Waisenkind herabsahen, so hatte Marie weder Zeit noch Gelegenheit, sich Grübeleien hinzugeben. Nebenbei war sie ein viel zu fröhlicher Charakter, um tiefer denken zu können.

Die Familie, bei welcher Marie sich aufhielt, sah es nicht gern, daß sie Umgang mit Julie Streitmann pflog, aber daran war eben bei einem Mädchen ihres Charakters nichts zu ändern, und da ihr Vormund, Advokat Wilmot, gleichfalls nichts dagegen hatte, so blieb sie nach wie vor die treueste Freundin des unglücklichen Mädchens.

Marie war vielleicht ein halbes Jahr älter als Julie Streitmann, aber trotzdem schon eine viel umworbene gefeierte Persönlichkeit, und mancher junge Mann ihrer Bekanntschaft hätte sich glücklich geschätzt, die Pflegetochter des alten Gehrike als sein Weib heimzuführen. Aber Marie war nicht geneigt, einen der vielen Anträge anzunehmen, so lobend sie sich auch über manchen ihrer Anbeter aussprach.

„Ich werde niemals einen jungen Mann heiraten“, sagte sie eines Tages zu Julie Streitmann, „vor einem jungen Mann könnte ich mein Lebenlang keinen Respekt haben, und deshalb würde es auch keine glückliche Ehe werden. Was meinst du, Fulchen, wenn ich deinen lieben Onkel Donig heiraten würde, das wäre so ein Mann für mich. Etwas melancholisch, etwas sentimental, etwas streng zc. Mach' ihm 'mal den Vorschlag, wer weiß, ob nicht etwas daraus wird, und an meinem Hochzeitstage sollst du tanzen, so viel du Lust hast und mit wem du willst, denn dir zum Plaisier würde ich sogar anordnen, daß die Damen sich Herren suchten und nicht umgekehrt, wie dies unglücklicherweise der Fall ist.“

schuldigen können. Ueberhaupt ist die Sachlage eine solche, daß selbst die Offiziösen nicht mehr den Muth haben, die unbedingt reactionäre Färbung des neuen Kabinetts direkt in Abrede zu stellen. Woher auch hiefür die Beweise nehmen! Anstatt dessen sucht man sich mit billigen Witz über das Unangenehme und Problematische der neuesten politischen Wendung hinwegzuschergen. So macht ein offizielles Blatt, um das Kabinet vor dem Verdachte, „schwarz“ zu sein, zu retten, die geistreiche Bemerkung: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, ein Rabe aber noch keinen Winter.“

Nicht uninteressant ist auch eine Bemerkung des freiwillig officiösen „Fremdenblatt“, welches der Verfassungspartei den Vorwurf macht, daß sie eine Partei der bloßen Negation sei. Es sagt: „So oft an diese Organe und ihren Anhang in der letzten Zeit die Frage herantrat: „Wollt Ihr die Fortdauer des Kabinetts Auersperg-Stremayr?“ ertönte die Antwort: Nein, und abermals: Nein. Als die Frage an sie erging: Wollt Ihr ein Kabinet Pretis, erscholl die Antwort: Nein! Als an Dr. Herbst die Anfrage erging, ob er selbst sein eigenes Kabinet wolle, gab er zur Antwort: Nein! Dem reconstruirten Kabinet Stremayr-Taaffe tönte das „Nein“ aus allen Organen dieser Richtung mit verstärktem Nachdruck entgegen, und es ist deshalb nur selbstverständlich, daß auf die Frage: Wollt Ihr ein Coalitionskabinet, daselbe „Nein“ als altgewohnte Erwiderung folgt.“ Dagegen ist zu bemerken: Das Kabinet Auersperg-Stremayr wollte die Verfassungspartei nicht, weil es unter Hintansetzung aller constitutionellen Sitte bereits längst aufgehört hatte, ein Ministerium der parlamentarischen Majorität zu sein. Depretis war unmöglich, weil er in den Reihen der Verfassungspartei keine Minister fand, welche die gebundene Marschroute für die Occupationspolitik und den hohen Heresstand genehmigen wollten, Herbst konnte aus gleichen Gründen kein Mandat zur Neubildung eines Kabinetts annehmen, das Kabinet Stremayr war eine verschlechterte Auflage des Kabinetts Auersperg insofern, als es ganz außerhalb des parlamentarischen Rahmens stand. Darum mußte die Verfassungspartei hier überall „Nein“ sagen. Sie würde aber „Ja“ gesagt haben, wenn man ihr die freie Wahl eines Kabinetts aus ihrer Mitte ohne gebundene Marschroute gestattet hätte.

\* \* \*

Nachdem schon die „Times“ die Kaiserbegegnung zu Gastein in der unseren Lesern bekannten wohlwollenden Weise besprochen hatte, kommen auch „Standard“ und „Globe“, zwei der hervorragendsten Organe der englischen Conservativen, auf das gleiche

Thema zu sprechen. Beide erkennen an, daß Deutschland und Oesterreich, nachdem letzteres die neue Ordnung der Dinge des ersteren rückhaltlos anerkannt habe, natürliche Verbündete geworden seien. Oesterreich sei Deutschlands bester Bundesgenosse zum Zwecke der immer größeren Befestigung seiner neuen Ordnung, beide deckten einander gegen allzu weitgehende Pläne Rußlands, und Oesterreich könne, sicher des Beistandes und der freundlichen Neutralität Deutschlands, ruhig seine Sendung auf der Balkan-Halbinsel verfolgen und das Geschrei der „Italia irredenta“ verlachen. Ja, der „Standard“ geht noch weiter und erklärt das gegenwärtige Verhältnis Oesterreichs und Deutschlands zu einander geradezu als eine Wohlthat für England und das gesammte Europa. „Hier zu Lande“, so schließt nämlich das conservative Blatt seinen Artikel, „wird alles, was die Mählale österreichischer Staatsmänner vermehrt, mit Bedauern angesehen und jede Erleichterung ihrer Bürde mit Genugthuung begrüßt. Nichts kann den Wünschen und Interessen Großbritanniens besser entsprechen, als das Bestehen eines eifrigen Wohlwollens zwischen den Höfen von Berlin und Wien. Wenn das englische Volk argwöhnte, daß die Zusammenkunft der beiden Herrscher auf neue Unruhen und Wirren für Europa deutete, würde seine Stimmung eine ganz andere sein. Aber es sieht wol ein, daß, wenn Deutschland und Oesterreich zusammenwirken, sie dem Gleichgewicht der Mächte eine kräftige Stütze verleihen und zugleich eine Bürgschaft gegen ehrgeizige Pläne abgeben, mögen diese nun im Osten, im Westen oder im Süden Europa's gehegt werden.“ — Wir haben dem nichts hinzuzufügen, als daß all das Gesagte mit der bisherigen Erledigung der österreichischen Ministerkrise seine Geltung verloren hat. Ein Prajak und ein Falkenhahn im Rathe der Krone werden sich wol schwerlich für ein rückhaltloses Bündnis zwischen Oesterreich und Deutschland begeistern, so lange ersteres in Rußland seinen natürlichen Gegner erblickt und so lange Deutschland sich nicht entschlossen hat, dem Kampfe wider die römische Curie zu entsagen. Wenn dann erst der freilich ungläubliche Fall eintreten sollte, daß ein Clam-Martiniß an die Spitze des äußeren Amtes treten sollte — dann gute Nacht österreichisch-deutsche Allianz! Dann blühen für uns nur mehr die Tollkirchen russenfreundlicher Selbstschändung!

\* \* \*

Ueber den Aufenthalt des Erzherzogs Albrecht in Bukarest wird von einem Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ behauptet, daß diesem Besuche unter den augenblicklichen Umständen schwerlich bloß die Bedeutung eines gewöhnlichen Höflichkeitsactes

beigemessen werden muß. Der Erzherzog habe schon wiederholt Truppenbestimmungen in Siebenbürgen vorgenommen, ohne sich dadurch, wie dieses mal, zu einem Besuche in dem nahen Bukarest veranlaßt zu sehen. Ueberhaupt sei es das erste mal, daß der Fürst Carl von Rumänien den Besuch eines Mitgliedes des österreichischen Kaiserhauses empfängt. Man werde kaum fehlgehen in der Annahme, daß der Besuch des einflussreichsten der österreichischen Erzherzöge mit der versöhnlichen und vermittelnden Stellung zusammenhängt, welche seit dem Berliner Congreß Oesterreich Rumänien gegenüber eingenommen und durch die unverweilte Anerkennung seiner politischen Selbständigkeit so wie neuerdings noch in der rumänischen Judenfrage und in der Arab-Tabiafrage an den Tag gelegt hat.

\* \* \*

Der bereits in seinen Umrissen skizzierte Wahlaufbruch des Centrums wird in den deutschen liberalen Blättern einer scharfen Kritik unterzogen. „Der Eifer“, schreibt die „National-Zeitung“, „mit welchem die Centrumsfraction den Vorprung vor allen anderen Parteien genommen hat, erklärt sich hinlänglich aus der Geschichte der letzten Reichstags-session und dem totalen „Unfall“ jener Fraction, wie die bairischen Liberalen sich ausdrücken. Der größte „Schlag, der gegen das Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung in unserer parlamentarischen Geschichte jemals geführt“ worden ist, ging in der verflossenen Session von dem Centrum aus. Eine eiserne Bewilligung von einhundertundzwanzig Millionen dauernder Bölle und Steuern hat das gesammte Steuerbewilligungsrecht des Reichstages weggenommen. Wir bewundern unter diesen Umständen die Kühnheit, mit welcher der Wahlaufbruch dazu auffordert, die „verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu wahren.“ Das ist ja die offenbarste Selbst-Fronisierung. Noch fühlbarer wird sich zweifellos die Erhöhung der Lasten auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse machen. Mit größerem Hohne ist des leidenden und elenden Theiles der menschlichen Gesellschaft schwerlich je gedacht worden, als es jener ultramontane Redner im Reichstag gegenüber der Abwehr einer Bertheuerung, wenn wir nicht irren des Schmalzes, spöttisch that, als er von dem „so genannten armen Manne“ sprach. So hat die Centrumsfraction in Thaten und Worten alle die Ausführungen und Versprechungen verleugnet, in denen sie sich vorzugsweise zum Schutze der bedrängten Klassen berufen erklärte.“ Und das nennt der Wahlaufbruch die erstrebte Umkehr zu einer besseren Wirthschaftspolitik.

\* \* \*

Julie lachte. Onkel Doniz war jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann immerhin noch eine Partie für eine Dame gesetzten Alters, denn er war noch jugendlich und seine Schönheit hatte schwerlich etwas durch das Alter eingebüßt, vielmehr war sie noch durch Hinzufügung vollendeter Männlichkeit erhöht. Aber daß Onkel Doniz, ihr Onkel, den Wildfang Marie heiraten könnte, daß diese seine Frau sein würde, das ging über ihre Begriffe.

Dennoch nannte sie Marie von dem Tage an „Tantchen Doniz“, und Marie ließ sich dies mit komischem Ernst gefallen. Auch ihrem Onkel hatte Julie gesagt, daß Marie ihn heiraten wolle, und er versicherte hingegen mit der ernsthaftesten Miene der Welt, daß er ganz mit einer solchen Verbindung einverstanden sei.

Aber Marie schmolte doch mit der Freundin, daß sie Onkel Doniz ihre Schwärmereien mitgetheilt habe. Das hatte sie gewiß nicht gemeint und gewollt, und als sie das nächste mal Arnold Doniz im Hause ihres Vormundes sah, suchten ihre Augen verwirrt den Boden und eine heiße Röthe stieg in ihre Wangen. Arnold Doniz sah vielleicht heute zum ersten male, daß das Mädchen das

hübscheste und interessanteste der ganzen Gesellschaft war.

Eines Tages wurde in dem Hause, wo Marie schon seit ihrem sechsten Jahre lebte, ein Ball gegeben, und Marie sowie die Töchter des Hauses schwammen in einem Meer von Wonne, Glanz und schwer zu erfüllenden Hoffnungen. Sie sahen sich als Königinnen des Abends bereits bewundert und umschwärmt und gelobten sich schon im voraus, ziemlich vorsichtig mit der Wahl ihrer Tänzer zu sein und höchstens nur Männer von 22 Jahren mit ihrer Wahl zu beglücken.

Der langersehnte Abend brach herein, und Marie in ihrem blauen Kreppkleide, das wie eine Wolke ihre zierliche Gestalt umhüllte, den Kranz von blauen Feldblumen im Haar, war die erste, die nicht mit einem 22jährigen, sondern mit dem Hauptmann Doniz tanzte. Und man sah es ihrem strahlenden Gesichtchen an, daß ihr dieser Tänzer lieber sei, als alle andern zusammen genommen.

Auch Doniz fühlte sich auf das lebhafteste von dem offenen, liebenswürdigen Mädchen berührt, und er wunderte sich, wie er diese junge

Dame so lange für ein Kind angesehen und sie nicht beachtet habe.

Sonderbar!

Seit jenem Tage trafen Hauptmann Doniz und Marie sich oft bei Julie Streitmann, und jedes mal Freude auf der einen, übergroße Verwirrung auf der andern Seite. Marie schalt plötzlich mit Julien, daß sie den schönen stattlichen Mann Onkel titulirte, und diese neckte sie, daß Marie nun auf einmal eine so große Feindin des Wortes Onkel geworden sei, trotzdem sie noch vor gar nicht langer Zeit den jungen Hauptmann selbst Onkeltchen anredete. Julie sah bald mit scharfem Auge den wahren Stand der Dinge und sie freute sich aus Herzensgrund darüber, daß die beiden Menschen, die sie am meisten in der Welt liebte, sich fanden, wenn sie auch beklagte, daß dieselben dann nicht mehr, wie dies bis jetzt der Fall gewesen war, ausschließlich sie liebten.

An einem der ersten Frühlingstage begleitete Hauptmann Doniz seine Mündel und Marie auf einem Spaziergang durch das benachbarte Gehölz. Es war ein Märzttag, die Sonne schien warm und belebend und lockte Knospen und Blüten hervor. Alle drei fühlten sich, von dem sonnigen Früh-

Im „Prawitelstweny Wjestnik“, dem russischen Amtsblatt, liegt ein Auszug aus dem Berichte des Generals Stolypin vor, in dem auseinandergelegt wird, wie die Russen seinerzeit die Verwaltung Ostrumeliens eingerichtet hatten. Das Amtsblatt sieht in der Darstellung den Beweis „für die ehrlichen und friedliebenden Intentionen der russischen Behörden“, thätlich geht aber aus dem Berichte nur hervor, daß die Russen in Ostrumelien große Schwierigkeiten zu überwinden hatten und daß ihnen nach ihrer Ueberzeugung „nichts anderes übrig blieb, als sich auf die Bulgaren zu stützen“, welche nichtsdestoweniger immer nur „an den Präliminarfrieden von San Stefano dachten und vom Berliner Vertrage nichts wissen wollten.“ Die Griechen und Türken hätten sich selbst von jedem Amte ferngehalten, obwohl die russischen Administratoren von der besten Absicht beseelt waren, allen Confessionen und Nationalitäten gerecht zu werden. Wir sehen nicht ein, welchen Nutzen jetzt diese Publication des Berichtes des Generals Stolypin haben soll. Wie die „Presse“ treffend bemerkt, wird das amtliche russische Blatt doch nicht verlangen, daß alle Welt auf die Entstehungsurachen des letzten russisch-türkischen Krieges, wie auf die leitenden Ideen des Präliminarvertrages von San Stefano vergeße. Ernste Leute werden auch den Russen niemals verübeln haben, daß sie am liebsten zu dem Großbulgarien Ignatieffs zurückgekehrt wären, denn das wäre nur consequent und selbstverständlich gewesen. Jetzt aber plötzlich nachweisen zu wollen, daß Rußland zu jeder Zeit europäischer war als Europa selbst, das geht denn doch über die Glaubensfähigkeit eines Occidentalen. Rußland wird nach wie vor die im Prinzip uralte antimuhamedanische Politik befolgen und je nach der Gelegenheit seine praktischen Mittel wählen, das weiß die ganze Welt, und darum wird niemand daran glauben, daß Stolypin in Ostrumelien nichts Klügeres zu thun hatte, als „seinen“ Bulgaren die Vorzüge des Berliner Vertrages auseinanderzusetzen.

## Vermischtes.

— (Saatenstandsbericht des Ackerbauministeriums.) Ueber den Stand von Ende Juli wird folgendes gemeldet: Das quantitative Ernte-Ergebnis des Roggens stellt sich im großen Durchschnitt als „schwach mittel“ heraus. In den Nordwestländern und in Niederösterreich entspricht dieselbe nach den bisherigen Nachrichten zwar wenigstens einer Mittelernte, nähert sich vielleicht sogar einer guten Mittelernte, in den übrigen Ländern aber, und namentlich in Ungarn, kann höchstens nur eine schwache Mittelernte angenommen werden,

da auch ziemlich viele geradezu schlechte Ernten vorkommen, denen eine geringere Anzahl von Mittelernten und beinahe gar keine guten Ernten gegenüberstehen. Die Weizenernte in Ungarn stellt sich wegen geringer Schüttung als eine sehr schwache Mittelernte heraus, und noch geringer sind die Ernte-Ergebnisse in den Karstländern, in welchen übrigens bekanntlich nur wenig Winterfrucht angebaut worden war. Für die Nordwestländer aber läßt sich nach den bisherigen Nachrichten noch immer auf eine „gute Mittelernte“ und für die Nordostländer sowie für die Vorländer der Alpen auf eine Mittelernte oder Durchschnittsernte schließen. Die Gerstenernte kann nach den vorliegenden, theils günstig, theils ungünstig lautenden Berichten ziemlich für alle Ländergruppen unserer Reichshälfte (mit Ausnahme der Karstländer) als eine schwache Mittelernte, für Ungarn sowie für die Karstländer aber als eine schlechte Ernte bezeichnet werden. Die Haferernte ist in der südlichen Zone größtentheils beendet und wurde, abgesehen vom Frühhafer, auch in Steiermark und dem nördlichen Theile des ungarischen Flachlandes bereits in Angriff genommen. Ueber Stand und Ernte dieser Frucht lauten die Nachrichten derart überwiegend günstig, daß die minder günstigen nur als Ausnahme erscheinen. Es darf demnach im großen Durchschnitt eine „gute Haferernte“ erwartet werden. Der Mais steht in der Bukowina, und wenn von dem etwas lückenhaften Stand abgesehen wird, auch in Steiermark und Kärnten sehr schön, auch sonst meistentheils ganz entsprechend; im südlichen Ungarn und in Siebenbürgern aber hat derselbe infolge der Dürre nur wenig — ja in manchen Gegenden des Banats beinahe gar keine Kolben angelegt, und in Dalmazien ist sein Gedeihen jetzt vom baldigen Eintritt eines ausgiebigen Regens abhängig. Die nicht sehr zahlreichen Nachrichten über Hülsenfrüchte sowie auch über Hirse compensieren sich derart, daß denselben zufolge von beiden Früchten Mittelernten zu erwarten sind. Der in Galizien als erste Frucht gebaute Buchweizen steht schön und eben in der Blüte. Als zweite Frucht wurde derselbe in den südlichen Alpenländern und den Karstländern unter günstigen Verhältnissen angebaut und ist schön aufgelaufen. Flachsbau wird in Tirol, Hanf in Vorarlberg bereits ausgezogen. Beide Kulturen versprechen, soweit die Nachrichten reichen, in allen Kronländern, mit Ausnahme von Steiermark, zufriedenstellende Ergebnisse. Die Kartoffeln lassen in Galizien die Merkmale der beginnenden Fäule schon sehr häufig deutlich erkennen; in etwas geringerem Maß ist dies auch in Mähren und Niederösterreich der Fall. Aus den übrigen Ländern liegen nur wenige diesbezügliche Klagen vor, und ist man mit dem Stande derselben

überall recht zufrieden, wo keine Fäule bemerkt wird. Nur zeigt sich in Niederösterreich auch die Kräuselfrankheit.

— Alterthümliches. Im Drauwalbe unweit Lembach in Steiermark ist man in jüngster Zeit auf einen Ort aufmerksam geworden, wo sich nach der Meinung einiger ein römisches Lager befunden haben soll. Das Ganze bildet einen großen Erdaufwurf von der Form eines Rechtecks, das sich ungefähr 90 Meter in die Länge und 60 Meter in die Breite erstreckt. Die Seitenabhänge sind im Norden und Osten hoch und fallen gegen die Drau und den Bach steil ab; im Süden und Westen verlieren sie an Höhe, sind aber ringsum von einem Graben umgeben. In der Mitte ist ein allmählich sich senkender, gegen den Draußuß führender Einschnitt, durch den die gesammte Erdmasse in zwei fast gleiche Theile getheilt wird. Vor kurzem hat man Ausgrabungsversuche angestellt, und wurden überall Ziegel und Mauersteine oder aber rothes, mit zerbröckelten Ziegelüberresten gemengtes Erdreich ans Tageslicht gefördert. Das Volk bezeichnet den Ort mit dem Namen „Gomile“ und will dort öfters einen ungeheuren schwarzen Hund gesehen haben, weshalb auch der Platz als vermeintlicher Aufenthalt der Gespenster vor Zeiten sehr gefürchtet war. Wünschenwerth und vielleicht nicht ohne Interesse wäre es, wenn Sachkundige diese Stelle einer näheren wissenschaftlichen Untersuchung unterziehen würden.

— Nach englischem Muster. Prager Blätter melden vom 12. d. M.: „Der Bürgermeister von Prag, Herr Emilian Stramlik, wurde in der gestrigen Sitzung des „ersten Vereines der Prager Fleischhacker“ einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt. Vielleicht finden sich mehrere Wiener Fleischhauer nach diesem übrigens den Engländern nachgeahmten Beschlusse — der Prinz von Wales ist Ehrenmitglied mehrerer Handwerker-Genossenschaften — bewogen, einigen Gemeinderäthen dieselbe Ehre zu erweisen.“

— Gewitterschaden. Ueber die Alpen Montafons in Vorarlberg zog am 4. d., wie der „L. B.“ meldet, ein furchtbares Hochgewitter. Die Bergbäche, zu Flüssen angeschwollen, stürzten, mächtiges Gerölle mitwälzend, zerstörend und verheerend zu Thal. Die besten Grundstücke wurden zum Theil fortgerissen, zum Theil überschottert, Heuschaber, Ställe und vier Wohnhäuser wurden theilweise weggeschwemmt. Leider sind auch drei Menschenleben zu beklagen. Der Auenlatzbach, furchtbar angeschwollen, drang in Bandans, Gschlebe und Behm mit sich führend, in das Schlafzimmer der Franziska Fritsch, die sich eben mit ihren drei Kindern zu Bett begeben hatte. Die Mutter, ein drei und ein fünf

lingstage angesteckt, leicht und froh, und heiter scherzend eilten sie den schmalen Waldweg entlang. Die Sonne hatte den Schnee geschmolzen und den Weg dadurch glatt und schlüpfrig, bisweilen sogar unpassierbar gemacht, besonders für die jungen Damen, deren leichte Fußbekleidung nicht für solche Strapazen berechnet war.

Mit mühsam verhaltenem Verdrusse hatte Arnold zum ersten male heute bemerkt, daß Julie ihn stets mit „Onkel“ anredete, ein Titel, der ihm nie so wenig behagte als jetzt. So oft dieses fatale Wort über ihre Lippen kam, warf er einen besorgten Blick auf seine Angebetete, und es war ihm sogar einige male, als beabsichtige diese gleichfalls, ihre Freundin darüber zur Rede zu stellen, aber es gab keine Möglichkeit, Julie davon abzubringen, hatte sie doch Marie allen Ernstes versichert, daß diese von ihr von demselben Tage an „Tante“ tituliert würde, wenn sie ihren Onkel heirate.

Unter solchen unerquicklichen, selbstquälerischen Gedanken hatten sie jetzt eine Stelle erreicht, wo beide Mädchen zur Umkehr riethen, da sie nicht hinüber konnten. Hauptmann Donitz legte zwar

nicht seinen Mantel über die Stelle, was auch wol wenig genützt hätte, sondern er nahm zunächst Julie und trug sie hinüber, dann kehrte er zurück, um Marie auf dieselbe Weise zu befördern.

Als er aber in das verlegene, hocherröthende Antlitz des Mädchens sah, da bligte ein Freudenstrahl durch seine Seele, denn er fühlte, daß Marie ihn keineswegs als „Onkel“ betrachtete, sie hätte sich sonst schwerlich so befangen gezeigt.

„Darf ich Sie hinübertragen?“ fragte er, und seine Stimme, die einen scherzenden Ton anschlagen sollte, versagte den Dienst.

Das junge Mädchen nickte beistimmend, und leicht hob er sie auf. Als er sie jetzt auf den Armen hatte, da fühlte er, wie sie zitterte, und nur mit Mühe bezwang er sich, sie nicht fest in seine Arme zu pressen und an sein Herz zu schließen.

Von dem Tage an hatte sich das Verhältnis der beiden ganz anders gestaltet. Marie erröthete, wenn die schlante, kräftige Gestalt des Hauptmanns sichtbar wurde, und suchte ihm auf alle mögliche Weise auszuweichen, aber es bedurfte nicht allzu großer Menschenkenntnis, um zu sehen, warum sie auswich. Marie fürchtete, ihre Gefühle in

Gegenwart anderer Menschen zu verrathen, und darum hielt sie sich lieber von ihm fern.

Eines Nachmittags, als Marie zu Julie Streitmann gegangen war und diese nicht zu Hause fand, blieb sie auf Tante Donitzs Zureden doch so lange, um deren Rückkunft zu erwarten. Tante Donitz aber war, wie immer, stark von wirthschaftlichen Geschäften in Anspruch genommen, so daß sie Marie ihre Gegenwart nicht schenken konnte und diese bat, sich, so gut es gehen wollte, allein zu unterhalten. Diese Fähigkeit ging Marien gewiß nicht ab, sie setzte sich an das geöffnete Fenster und betrachtete die Vorübergehenden, ohne jedoch sehr von deren Anblick interessiert zu sein.

Blötzlich sprang sie beinahe erschreckt auf. „O mein Gott, wo verberge ich mich denn, gibt es hier nirgends ein Versteck? Da kommt Arnold direkt auf das Haus zu, und nun ist Julie noch nicht da, mein Gott, was fange ich an?“

Und sie sah sich in der That hilfesuchend um, als beabsichtige sie, in das erste beste Versteck hineinzuschlüpfen, aber schon wurde die Thür geöffnet und Arnold stand vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Jahre altes Kind wurden von dem eingeschwenkten Material erdrückt, ein sechsjähriges Mädchen, das in die Höhe geschoben wurde und aus Leibeskraften um Hilfe rief, konnte von einem Landeschützen unter eigener Lebensgefahr gerettet werden. Den angerichteten Schaden schätzt man auf etwa 40,000 fl.

— Einem entsetzlichen Aberglauben fiel am vorigen Sonntag in Tröb-*Szt.*-Miklos eine Bauersfrau als Opfer. Ein schwangeres Weib war auf das Feld gegangen und wurde kurz nachher mit aufgeschlitztem Leibe gefunden. Dem ungeborenen Kinde hatte man die Finger abgeschnitten. Der Räuber-Aberglauben hält bekanntlich dafür, daß die Finger eines ungeborenen Kindes Unsichtbarkeit verleihen.

— Probates Mittel gegen Spielwuth. Ein verheirateter Fleischer im Dorfe Plechovic bei Chogen, der seine leidenschaftliche Spielwuth nicht zu zähmen vermochte und deshalb mit seinem Weibe in Unfrieden lebte, verfiel auf den sonderbaren Gedanken, seine Hände zu verstümmeln, um nimmermehr die unseligen Kartenblätter in die Hand nehmen zu können, und er führte auch diesen Entschluß vor einigen Tagen aus, indem er nach Verlust eines Betrages von 50 fl. sich die drei mittleren Finger der linken Hand abhakte.

— Das sittliche „Dräsen.“ Die Dresdener Polizei hat diesertage befohlen, daß die Photographien von Hans Makart's berühmtem Bilde, den Einzug Karls V. in Antwerpen darstellend, aus den Schaufenstern der Kunsthandlungen entfernt werden sollen. Hat die feinsühlige Dresdener Polizei schon einmal das Gemälde von Rubens: „Adam und Eva“, in der Dresdener Gemäldegallerie gesehen? Am Ende wird den guten Dresdenern auch das Anschauen der Eva verboten, die Meister Peter Paul bekanntlich ohne das winzigste Toilettenstück gemalt hat!

— Auch eine Trauungsrede. Der „Recurseur“ theilt folgendes Geschichtchen mit: „In einem französischen Dörfchen ist der Maire im Begriffe, zwei seiner Unterthanen durch das eheliche Band mit einander zu verknüpfen. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, richtet er einige passende Worte an die von dem feierlichen Act tief ergriffenen Brautleute, indem er sich zuerst an den Bräutigam wendet: „Aus tiefstem Herzen wünsche ich dir, Josef, Glück zu dem großen Entschlusse, den du gefaßt hast. Es war in Wahrheit betrübend, dich deine Jugend in so lieverlicher Weise verschleimen und dich dem Delirium tremens mit Riesenschritten nahen zu sehen. Jedoch, Ende gut, alles gut, und ich hoffe, du hast jetzt dem Wirthshausleben auf immer Valet gesagt.“ Dann an die Braut gerichtet: „Was dich betrifft, meine arme Katharina, so mußt du dem Himmel auf den Knien danken, so häßlich wie du bist, einen Mann gefunden zu haben. Vergiß nie, daß du dich unablässiger Sanftmuth und grenzenloser Ergebenheit besleißigen mußt, denn ich wiederhole dir — ein häßlicheres Frauenzimmer als dich habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. — Und hiermit, meine Kinder, lege ich euere Hände ineinander zu einem schönen Bunde.“

— Ein Nihilist. Ueber die Geständnisse des Attentäters gegen den General Drentelen, des Nihilisten Mirsky, schreibt man aus Petersburg: Mirsky, welcher sich seit Donnerstag der vorigen Woche in einem der Gefängnisse der hiesigen Festung befindet, hat wichtige Aussagen gemacht. Man confrontierte ihn auf seinen Wunsch mit seiner Geliebten, einem Judenmädchen, welches bei dieser Gelegenheit in einem hysterischen Anfälle die Aussagen Mirsky's bestätigte und vervollständigte. Der unglückliche junge Mensch behauptet, ein Opfer der Nihilisten zu sein, welche ihn aufforderten, entweder ihre Befehle zu vollziehen oder sich selbst den Tod zu geben, widrigenfalls er von seinen Kameraden „hingerichtet“ werden würde. „Soll ich hängen“, sagte Mirsky, „so sollen auch diejenigen mit hängen, welche an meinem Schicksale schuld sind.“ Infolge der Geständnisse Mirsky's wurden hier etwa zwanzig

Personen festgenommen, unter denen sogar mehrere Offiziere.

## Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Festschießen.) Zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät veranstaltet die Laibacher Rohrschützengesellschaft auf dem hiesigen Landes-Hauptschießstande ein zweitägiges Festschießen. Dasselbe beginnt morgen den 17. d. M. um 8 Uhr früh mit der Unterbrechung von 12 bis 2 Uhr mittags und wird Montag den 18. von 1 Uhr nachmittags an fortgesetzt. Der Schluß des Schießens erfolgt Montag um 7 Uhr abends. Sonntag von 3 Uhr nachmittags an wird die städtische Musikkapelle am Schießstande konzertieren und am Abende ein Feuerwerk abgebrannt werden. Geschossen wird auf zwei Feldscheiben (300 Meter Entfernung) und auf zwei Standscheiben (175 Meter Entfernung). Für jede der beiden Scheibengattungen sind fünf Gelbbeste bestimmt, und zwar: das I. mit 20 fl. in Silber, das II. mit 12 fl., das III. mit 8 fl., das IV. mit 5 fl. und das V. mit 3 fl. in Silber, sämtliche Beste mit entsprechender Decoration. Die Schußgelder betragen sowohl auf der Feld- als Standscheibe 50 kr. für jede Serie von fünf Schüssen, die beliebig wiederholt werden können. Die Beste werden gewonnen: a) auf der Feldscheibe durch die größte Anzahl der getroffenen Ringe in einer Serie von fünf Schüssen; bei Gleichheit der getroffenen Ringe entscheidet zuvörderst die größere Trefferanzahl, und wenn auch hierin Gleichheit besteht, so entscheidet das Los; b) auf der Standscheibe durch den tiefsten Blättchenschuß, bei Gleichheit entscheidet das Los. Von den Einlagen wird nach Abzug der Tagesessen der Rest rein auf die geschossenen Ringe vertheilt. Ein Schütze kann nur ein Best auf der Feld- und ein Best auf der Standscheibe gewinnen. Um ein Best auf der Feld- oder Standscheibe gewinnen zu können, muß der Schütze auf der betreffenden Scheibe mindestens 50 Schüsse gelegt haben. Auf der Standscheibe kann mit jeder Waffe geschossen werden, und sind auch drei Zielpunkte (Mücke, Asephen und Guder) gestattet, dagegen sind auf der Feldscheibe nur zwei Zielpunkte gestattet, zwischen den beiden Zielpunkten muß der Lauf frei sein, Erhöhungen und Ausschnitte am Laufe sind nicht gestattet. Im übrigen hat die bestehende Schießordnung volle Gültigkeit.

— (Ernennung.) Der Assistent an der technischen Hochschule in Wien Herr Dr. Franz Hočevar wurde zum wirklichen Lehrer am k. k. Gymnasium in Innsbruck ernannt. — Wir sind vollständig überzeugt, daß die deutschen Tiroler keineswegs dem Beispiele unserer nationalen Hepapostel folgen und die Ernennung eines jungen Gelehrten mit slovenischem Namen als eine Beeinträchtigung der deutschen Nationalität bezeichnen werden.

— (Unglücksfall durch scheu gewordene Pferde.) Als vorgestern nachmittags die Wäcker Brüder Boncar von einer Landpartie nach Hause fuhren, wurden die Wagenpferde in der Polana scheu. Außer stande, die Kasse zum Stehen zu bringen, versuchte der eine der beiden Brüder, aus dem Wagen zu springen, wurde aber dabei mit solcher Festigkeit gegen die Wand eines gegenüberliegenden Hauses geschleudert, daß er bewußtlos vom Plage getragen werden mußte. Der zweite Bruder kam mit dem bloßen Schrecken davon.

— (Selbstmord.) Als vorgestern mittags unsere Stadt durch die Nachricht vom Wiederausbruch des Brandes im Hause Nr. 1 auf dem Moraste allarmiert wurde, stürzte sich ein den unteren Volksschichten angehöriges Individuum Namens Belic von der steinernen Brücke des Gruber'schen Kanals mit den Worten ins Wasser, daß er nunmehr auch nicht länger leben könne. Der Lebensüberdrüssige wurde mit gebrochenem Genick aus dem Wasser gezogen.

— (Der siebente internationale Getreide- und Saatenmarkt in Wien) findet am 25. und 26. August l. J. in der Rotunde

des Weltausstellungspalastes im Prater statt. Nach dem Programme ist der 25. August dem Vortrage von Ernteberichten, der 26. August den Geschäften gewidmet, zu deren Erleichterung Proben neuen Getreides aus allen wichtigen Productionsgegenden des europäischen Continents zur Ausstellung gelangen. Verbunden ist dieser Markt mit der Generalversammlung österreichischer Müller und Mühleninteressenten, sowie mit einer Spezialausstellung von Maschinen für Mülerei, Bäckerei, Brauerei, Spiritusindustrie, Landwirthschaft etc., und ist seitens der meisten österreichisch-ungarischen Transportanstalten den Mitgliedern desselben eine 33 1/2 %ige Fahrpreisermäßigung (Schnell- und Courierzüge ausgenommen) gewährt. Anmeldungen zur Theilnahme werden von der Wiener Frucht- und Mehlbörse entgegengenommen, woselbst auch das Programm der mit diesem Saatenmarkte verbundenen Festlichkeiten zu haben ist.

— (Vom Ossiaher See.) Wie die „Klagenfurter Zeitung“ meldet, wird morgen die neue Badeanstalt am Ossiaher See eröffnet. Dieselbe liegt etwa zehn Minuten hinter der Ruine Landskron.

\* \* \*  
Aus Littai wird uns über das gestrige Kaiserschießen berichtet, daß dasselbe sowohl in Bezug auf Arrangement als auch betreffs seines Verlaufes selbst den höchst gestellten Anforderungen entsprach. Abgesehen davon, daß eine größere Anzahl fremder Schützengäste, darunter viele Laibacher, dem Wad-schreiben des Schießstandes von Littai Folge gegeben hatten, hat sich das Kaiserschießen durch die Theilnahme der Bevölkerung zu einem wahren Volksfeste gestaltet. In großen Scharen hatte sich Alt und Jung auf den Rasenplätzen in der Nähe des Festplatzes gelagert, ohne daß trotz der regen Theilnahme die Ordnung auch nur im mindesten gefährdet wurde. Was die Schießersfolge anbelangt, so haben sich die Laibacher in Littai als tüchtige Schützen bewährt, indem ihnen von den sechs ausgesetzten Preisen nicht weniger als vier zugesprochen wurden. Als Sieger gingen auf der Kaiserscheibe die Herren Zenari aus Laibach für die größte Anzahl von Kreisen und Dr. Julius N. v. Bestened für den tiefsten Schuß und die zweitgrößte Anzahl von Kreisen hervor. Am Stand erzielten die Herren Rößmann, F. Supantschitsch und Jos. Dornik, sämmtliche aus Laibach, die drei Prämien für die meisten Kreise, für den tiefsten Schuß und die zweitgrößte Anzahl von Kreisen.

\* \* \*  
Krainburg, 15. August. Mit wahrer Befriedigung kann ich heute die erfreuliche Mittheilung machen, daß man sich endlich in Krainburg zur Gründung einer freiwilligen Feuerwehr entschlossen hat. Bei der diesertage eingeleiteten Subscription unterzeichneten sich circa 60 Mitglieder für den activen Dienst. Auch zu dem bereits erliegenden Fond von 700 fl. waren von hiesigen Honoratioren und Besitzern als beitragenden Mitgliedern ansehnliche Zuschüsse gezeichnet, so zwar, daß der Bestand des Unternehmens vollständig gesichert erscheint.

\* \* \*  
Aus Graz wird uns vom 11. d. geschrieben: Der steierische Gebirgsverein veranstaltet am 7. September anlässlich seines zehnjährigen Bestehens auf dem Schloßberge in Graz ein Fest, welches durch die Beleuchtung des Berges ein Schauspiel seltenster Art bieten und sich durch seinen ganzen Charakter zu einem steierischen Volksfeste im besseren Sinne gestalten dürfte. Vortreffliche Musikkapellen, Feuerwerk, Decoration, Beleuchtung, sowie ein steierischer Tanzboden, Buschschänken, Weinhallen, Verkaufsbuden, Bestschießen, Bestfegelschießen u. s. w. werden nicht ermangeln, dem Feste einen großen Andrang zu sichern. Durch die Vorträge des Grazer Männergesangsvereins, welcher im steierischen Kostüme zu erscheinen gedenkt, ferner durch die alpine Ausstellung, deren Dauer für den 7., 8. und 9. September festgesetzt wurde, erhält das Fest eine schönere

